

Was uns der Weihnachtsbaum lehrt

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1925-1926)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Alten, die vor ihnen dagewesen waren.“ — Der Amtsrichter schwieg einen Augenblick, während der Knabe unbeweglich zu ihm empor sah. „Aber nicht allein in die Höhe,“ fuhr er fort, „auch in die Tiefe haben deine Voreltern gebaut; zu dem steinernen Hause in der Stadt gehörte die Gruft draußen auf dem Kirchhof; denn auch die Toten sollten noch beisammen sein. — Und seltsam, da ich des innerward, daß ich fort mußte: mein erster Gedanke war, ich könnte dort den Platz verfehlen. — Ich habe sie mehr als einmal offen gesehen; das letzte mal, als deine Urgroßmutter starb, eine Frau in hohen Jahren, wie sie den Unsrigen vergönnt zu sein pflegen. — Ich vergesse den Tag nicht. Ich war hinabgestiegen und stand unten in der Dunkelheit zwischen den Särgen, die neben und über mir auf den eisernen Stangen ruhten; die ganze alte Zeit, eine ernste schweigsame Gesellschaft. Neben mir war der Totengräber, ein eisgrauer Mann. Aber einst war er jung gewesen und hatte als Kutscher, den schwarzen Pudel zwischen den Knien, die Kappen meines Großvaters gefahren. — Er stand an einen Sarg gelehnt und ließ wie lieblosend seine Hand über das schwarze Tuch des Deckels gleiten. ‚Dat is min ole Herr!‘ sagte er in seinem Plattdeutsch. ‚Dat weer en gude Mann!‘ — Mein Kind, nur dort zu Hause konnte ich solche Worte hören. Ich neigte unwillkürlich das Haupt; denn mir war, als fühlte ich den

Segen der Heimat sich leibhaftig auf mich nieder senken. Ich war der Erbe dieser Toten; sie selbst waren zwar dahingegangen; aber ihre Güte und Tüchtigkeit lebte noch, und war für mich da und half mir, wo ich selber irrte, wo meine Kräfte mich verließen. — Und auch jetzt noch, wenn ich — mir und den Meinen nicht zur Freude, aber getrieben von jenem geheimnisvollen Weh — auf kurze Zeit zurückkehrte, ich weiß es wohl: dem sich dann alle Hände dort entgegenstreckten, das war nicht ich allein.“

Er war aufgestanden und hatte einen Fensterflügel aufgestoßen. Weithin dehnte sich das Schneefeld; der Wind fauste; unter den Sternen vorüber jagten die Wolken; dorthin, wo in unsichtbarer Ferne ihre Heimat lag. — Er legte fest den Arm um seine Frau, die ihm schweigend gefolgt war; seine lichtblauen Augen lugten scharf in die Nacht hinaus. „Dort!“ sprach er leise; „ich will den Namen nicht nennen; er wird nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserm Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten.“ Und er ergriff die Hand seines Kindes und preßte sie so fest, daß der Junge die Zähne zusammenbiß.

Noch lange standen sie und blickten dem dunkeln Zuge der Wolken nach. — Hinter ihnen im Zimmer ging lautlos die alte Magd umher und hütete sorgsam Auges die allmählich niederbrennenden Weihnachtskerzen.

Was uns der Weihnachtsbaum lehrt.

Alljährlich erstrahlt das Licht des Weihnachtsbaumes, dieses Symbols des Friedens und der Liebe. Und für einige wenige Stunden, so lange die Feststimmung die Herzen bewegt, schlägt eine reine, klare Flamme durch aller Menschen Inneres. Die ruhigen, friedlichen Strahlen des Lichterbaumes reden eine eigene mächtige Sprache von so eindringlicher Kraft, daß die Erstarrung, in die das alltägliche Leben mit seiner steten Sorge für die Bedürfnisse des Tages den Menschen gebannt hat, einem frohen Ruhegefühl weicht. Ein Verlangen nach Frieden ergreift die Herzen, die Sehnsucht, Liebe auszuteilen, entgegenzunehmen, über andere Dinge nachzugrübeln, als über die Kämpfe des öffentlichen Lebens und die großen und kleinen Fragen des eigenen Daseins. Draußen schweigen für wenige Stunden die Stürme der Friedlosigkeit der Menschheit, so lange der

Strahlenschein des Lichterbaumes hineinleuchtet in die vom grauen Alltag eingesponnenen Seelen.

Nur wenige Stunden! Wenn das letzte Fünkchen des Kerzenschimmers erlöschen, dann eilen die Menschen wieder zurück auf die Wahlstatt, die Losung heißt von Neuem: Kampf, Streit und Feindseligkeit!

Was der Weihnachtsbaum zu uns spricht, so bald soll es vergessen sein? Spricht er nicht so eindringlich davon, wie not den Menschenkindern ein friedliches Leben im Zeichen der Liebe untereinander tut? Wir fühlen, wir empfinden es wohl, ja wir sehnen uns danach. Dennoch drängt sich der Unfrieden immer wieder trennend zwischen die Menschen, anstatt daß sie Hand in Hand in gemeinsamer Arbeit einem hohen, schönen Ziel, dem des Friedens und der Eintracht zustreben. Und in Handel

und Wandel, wo bleibt da der Sinn für das Hochhalten des Anderen? Das liebe „Ich“ allein tritt in den Vordergrund, der Materialismus schwingt das Bepter.

Die zarten und feinen Wurzeln des religiösen Lebens werden überwuchert von realistischen Anschauungen; halb gelöste Probleme, aus Büchern geschöpft, von vielen nur halb verstanden, haben die Herrschaft gewonnen. Ewige Wahrheiten, über deren Ergründung Jahrhunderte lang die Gelehrten grübelten, werden von Gedankenlosen achtlos beiseite geworfen. Weit draußen aber, da lodert gar die Fackel des Krieges! — Ach, so weit entfernt ist die Menschheit von jenem Frieden, jener Eintracht und Liebe untereinander, die uns der Weihnachtsbaum Jahr für Jahr predigt, den Großen und den Kleinen!

Aber in den Stunden der Einkehr, bei Landleucht und Kerzenschimmer, da wird die durch neue Anschauungen geschaffene innere Leere

plötzlich fühlbar; denn im innersten Winkel des Herzens da lebt ja doch noch ein so starker Rest von Sehnsucht nach etwas Unvergänglichem, wie es die Welt des Egoismus nie und nimmer bietet, wenn auch von außen her die materielle Auffassung alles Gefühlslebens die da innen laut werdenden Stimmen zu übertönen suchte! Es werden Saiten in unserer Seele angerührt, die nur selten mehr in Schwingung geraten. Weihnachtszauber vermochte es!

Knisternd verlöschen die Flammen! Die Festesstimmung entflieht, der Alltag tritt wieder gebieterisch in seine Rechte. In das Kampfgewühl des Lebens hinein jedoch nehmen wir die Erinnerung an das, was uns der Weihnachtsbaum lehrt:

„Glaube, Hoffnung und Liebe
Bleiben, wenn nichts uns bliebe.
Groß ist Glaube, ist Hoffnung im Leide,
Doch die Liebe ist größer, als beide.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Der nicht an diese drei Worte glaubt!“

Nachts.

.... Nun hebt ein Schattenraunen an,
Gebrochen ist des Lichtes Bann . . .
Die aus der Finsternis geboren,
Ziehn unheilbrütend aus den Toren:
Verzweiflung, Angst, Ungenügen —
Die lichten Geister zu bestegen.
„Leben ist Plage, Dunkel, Not,
„Der Weisheit Schluß: Das Nichts, der Tod!
„Ewiges Leben: Narrheit, Lug —
„Ewige Güte: Selbstbetrug!

„Ewiger Friede: Spiel und Tand,
„Die Erde leiderverfluchtes Land.“
So höhnen grimmig die Dämonen,
Die Geister, die im Finstern wohnen.
Da fällt vom Himmel Sternenschein
Wie Engelsang ins Kämmerlein.
Nun singt und raunt es allerenden:
Dich hält ein Gott in starken Händen!

Rudolf Hägni.

Wien und Johannes Brahms.

Am 3. April dieses Jahres jährte es sich zum 28. Mal, daß Brahms, das dritte große B nach Bach und Beethoven, wie Bülow ihn stets nannte, sein Auge für immer schloß.

In der Karlsgasse 4, auf der stillen Wieden, in dieser fast an Italien gemahnenden Ecke, in welche eine der schönsten Bauten Wiens, die Karlskirche, mit ihrer gewaltigen Kuppel hineinragt, hatte er in den drei geräumigen Zimmern des 3. Stockwerkes die letzten 15 Jahre seines Lebens verbracht. Es war eine dem Genius Brahms würdige Umgebung, denn er liebte alles, was ehrwürdig war und worauf die Patina der Vergangenheit lag. Wie Hebbel, mit dem ihn mehr als ein verwandter Zug ver-

bindet, war auch er aus dem Norden nach Wien, nach der Stadt der Phäaken gekommen, und so wie Hebbel fand auch er hier die Muße und Umgebung, um seine besten Schaffenskräfte zu entfalten, trotzdem beide nördlichen Vögel nicht müde wurden, über die Übelstände des „zopfigen Wiens“ kräftig ihre Schnäbel zu wehen. Aber trotz allem blieben sie hier und Brahms, den so viele geistige Bande nach Berlin lockten, so nicht zuletzt seine Freundschaft mit Menzel und Joseph Joachim, die er ja auch alljährlich zu besuchen pflegte, konnte es an der Spree nie lange aushalten, „denn, so sagte er, „das Leben freist dort in zu gewaltigem Wechsel, es stürmen zu viele Eindrücke auf den Fremden ein, und